

Ungedruckte Briefe Alfred Lichtwarks aus der Schweiz

Autor(en): **Lichtwark, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **11 (1924)**

Heft 10

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-12407>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

UNGEDRUCKTE BRIEFE ALFRED LICHTWARKS AUS DER SCHWEIZ

(cf. „Das Werk“ 1924, Heft 9, S. 244 ff.)

II.

Basel, den 2. November 1902.

. . . Ein besonderer Gewissensfall ist überall die Frage der Keller-Stiftung. Frau Lydia Escher, die Freundin Stauffers, hat unter diesem Namen eine Rente von 100 000 Fr. vermacht für den Ankauf von Werken verstorbener Künstler.

Nun klagt man überall, dass damit nichts genützt sei. Was man brauche, seien gerade die Mittel für die lebende Kunst. Der Zopf müsse abgeschnitten werden.

Ich habe überall dieselben Argumente gegen diese Auffassung gebraucht. Gesetzt, man hätte die Summe jährlich für lebende Kunst, so wäre es unausbleiblich, dass ein Unterstützungsfonds daraus würde. Damit wäre dem Interesse der Museen gar nicht genützt. Man solle nur beobachten, wie die Museen in London und in München aussehen, die ihre grossen Mittel in diesem Sinne verwenden.

Und dann käme ein noch viel grösserer Schaden hinzu. Im Augenblick, wo dieser Weg beschritten würde, träte die Gefahr ein, dass die Städte, Vereine und Kunstfreunde sich auf die Wirksamkeit der Keller-Stiftung verliessen und die Hände in den Schoss legten. Statt Förderung würde Lähmung die Folge sein. Man solle froh sein, diese schönen Mittel für die Vergangenheit zur Verfügung zu haben und sich im Wettstreit um Werke der lebenden Meister zu bemühen. Warum liessen sie nicht, statt auf den Ausstellungen der Kunstvereine um teures Geld gleichgültige Dinge zu kaufen, von ihren Hodler, Welti, Buri und andern Meistern Landschaften und Bildnisse malen? Für einen Bruchteil der vergebundenen Mittel könnten sie jeden Tag die allerschönsten Dinge haben.

. . . Im Museum (St. Gallen) fand ich allerlei Nettes. Ich getraue mich noch nicht recht, sonst würde ich zwei Bildnismaler vom Anfang des Jahrhunderts nach Berlin senden lassen, Tanner und Reinhart.

Von Tanner war ein sehr eindrucksvolles Bildnis eines bedeutend aussehenden alten Herrn da. Ich erfuhr, es sei Scheitlin, der geistvolle Verfasser der Tierseelenkunde, nebenbei Begründer des Museums. In Privathäusern habe ich dann noch mehr Bilder von Tanner gesehen, alle sehr schlicht und sehr eindringlich, überaus wertvoll für ein künftiges Museum von St. Galler Künstlern.

Der Reinhart ist noch stärker. Weil er so ehrlich die Wahrheit sagte, konnte die Bourgeoisie ihn nicht brauchen. Er ging wie ein Schneider «auf die Stör» zu den Bauern, die den Mut ihrer Persönlichkeit hatten, und malte sie, wie sie waren. Wundervoll. Vielleicht plädiere ich den einheimischen Gelehrten entgegen doch noch, dass sie nach Berlin kommen. So muss grosse Kunst wachsen. Wenn man diese Bildnisse als Album herausgibt, wird eine ganze Welt damit vergnügt gemacht werden können. Und dabei sind sie so völlig ohne Uebertreibung.

Bern, den 4. November 1905.

In meinem Hirn wird es bald aussehen wie auf einer Platte mit fünf, sechs Bildern übereinander. St. Gallen, Aarau, Winterthur, Solothurn, Zürich, Basel und jetzt Bern; ich muss mich immer besinnen which is which.

In Aarau haben sie ein Gewerbemuseum mit einigen guten Sachen. Das historisch Wichtigste ist ein Christus am Kreuz, Relief durchaus spätrömischen oder karolingischen Charakters. Dann eine der grossartigsten spätgotischen Truhen und die sämtlichen Glasfenster des Klosters Muri.

Um sie richtig einzufügen, hat man alle spätgotischen Fenster des Kreuzganges kopieren müssen, jedes mit einem andern System von Maßwerk endend. Es interessierte mich, dass der Direktor diese Formen der «Verfallzeit» mit der Notwendigkeit entschuldigte, da die bunten Fenster einmal für die bestimmten Formen komponiert seien.

Man müsste einmal festlegen, welchen Inhalt man dem Begriff geben will. Bisher nennt man Verfallzeit alle Epochen, für die man sich gerade nicht interessiert. In meinem kurzen Leben habe ich alle Jahrhunderte vom sechzehnten ab nacheinander unter diesem Hut gesehen. Will man das Wort brauchen, so muss man es auf die Zeit akademischer Uebung beschränken, die auf eine schaffende Generation folgt. Es ist Verfall, wenn eine Formel sich durchsetzt und Richtung wird. Jede Zeit ist auf einigen Gebieten Verfallzeit.

Ich benutze die Gelegenheit, in allen historischen Museen die Skulptur aus Bertrams Zeit zu untersuchen. Bisher habe ich keinerlei Parallelen gefunden. Dr. Aubert in Christiania, dem ich das Buch geschickt habe, schreibt mir: Bertrams Propheten sind eine Offenbarung. Er greift ja die Form wie die Grössten.

Es freut einen, dies aus unbefangenen Gemüt bestätigt zu hören. Ich habe mich im Buch absichtlich zurückgehalten. Es ist besser, das Aeusserste wird von Aussenstehenden gesagt.

In Basel haben sie im historischen Museum als Spezialität die gewirkten Wandteppiche des fünfzehnten Jahrhunderts gesammelt und eine Fülle des herrlichsten Materials zusammengebracht.

Von Privatsammlungen habe ich dort nur die allerdings imposante von Laroche-Ringwalt gesehen und die von Frau Prof. Bachofen.

Ins Rathaus bin ich nicht mehr gekommen.

Es wird hier in allen Städten ebensoviel eingerissen und neu gebaut wie in Berlin. Leider fangen sie auch an, die alte Schlichtheit der Architektur aufzugeben und die Fassaden zu überladen wie in Berlin. Die ältere Privatarchitektur ist hier sehr bescheiden. Es wirkt geradezu beruhigend, so eine Strasse zu durchwandern, deren Häuser noch Wände haben.

Morgen ist Sonntag, und ich kann mir in Ruhe Bern ansehen und meine etwas zurückgebliebene Korrespondenz aufs Laufende bringen.

Freiburg, den 6. November 1905.

Meinen Zug habe ich richtig noch erwischt. Aber für Freiburg und Lausanne sind die Tage doch schon zu kurz. Vielleicht fahre ich von Genf eine Stunde nach Lausanne.

In der Bahn habe ich den Stadtplan von Bern gemächlich vorgenommen. Es stimmt alles, wie ich es mir gedacht hatte. Nur dass der Punkt, an dem der Zähringer im zwölften Jahrhundert seine feste Burg gründete, im Stadtbild verdunkelt ist, da sich an dieser Stelle eine Kirche erhebt. Auf dem Plan sieht man es gleich. Die Stadt hat wirklich keine eigentlichen Märkte. Ein Phänomen, das mit der Laubenanlage zusammenhängt, wie es scheint. Die breite Hauptstrasse dient als Markt. Aber wo bleibt der Markt als politischer Mittelpunkt? Der Platz vor dem alten Rathaus ist winzig. Sollte seit alters her ein aristokratisches Regiment geherrscht haben, das einer Bürgerversammlung im Freien nicht bedurfte? Der Riesenthron des Bürgermeisters muss etwas bedeuten. Ich habe in keinem Königsschloss einen Thron von solchem Umfang gesehen.

Das sind alles Fragen, auf die ich keine Antwort weiss. Hätte ich Zeit, würde ich eine Monographie über die Stadt als Organismus schreiben. Aber was gehört dazu?

Freiburg ähnelt Bern ungemein. Wieder eine lange Halbinsel, diesmal von der Saane umspült. Wieder die Zähringerburg desselben Fürsten als Ursprung, und die Erhaltung des Stadtbildes erstaunlich.



A B B. 15 WOHNZIMMER Entworfen von Richard Hächler, ausgeführt in den Werkstätten Alfred Hächler, Lenzburg

Aber im einzelnen ist alles anders. Die Halbinsel steckt zwischen schroffern Schluchten, und dann fällt sie von sehr viel bedeutenderer Höhe sehr viel tiefer gegen den Fluss ab. Der Erdboden bewegt sich wie eine Reihe Kaskaden. Ich stieg von der höchsten Höhe hinab und wunderte mich immer wieder, wenn ich von einem Platz oder einer Strasse in einen tiefern Platz wie in einen Kessel hinabsah. Lauben gibt es gar nicht infolge dieses Terrains. Es gibt nur selten einen kurzen Strassenlauf. Dabei hören die Ueberraschungen nicht auf. Das Gemütlichste war eine alte Linde auf oder neben dem Platz vor dem Rathaus. Sie ist nur noch Rinde. Aber die Zweige scheinen noch üppig zu grünen und sehen auf dem schildartig ausgehöhlten Stamm sehr frisch aus. Um die Zweige zu stützen, sind vier starke Säulen aufgestellt, die oben einen eisernen Rost tragen. Damit scheint es ganz gut zu gehen. Um den Stamm ist eine gemütliche Bank angebracht, auf der an dem sonnigen warmen Tag alte Leute sassen und Kinder spielten. Neben dem Platz schoss eine Strasse so steil in die Tiefe, dass man sie nur für Genssen gangbar halten sollte.

Von Plateau zu Plateau führt auch hier über den Fluss eine Hochbrücke mit köstlichen Ausblicken. Tief unten breitet sich in der Sohle des Tals das alte unterste Quartier aus. Eine gedeckte Brücke Schweizer Art führt nach der «Vorburg» mit Turmtor und den alten wohl erhaltenen Mauern und Zwingern. Steil klettert eine hohe Mauer den Berg hinan,

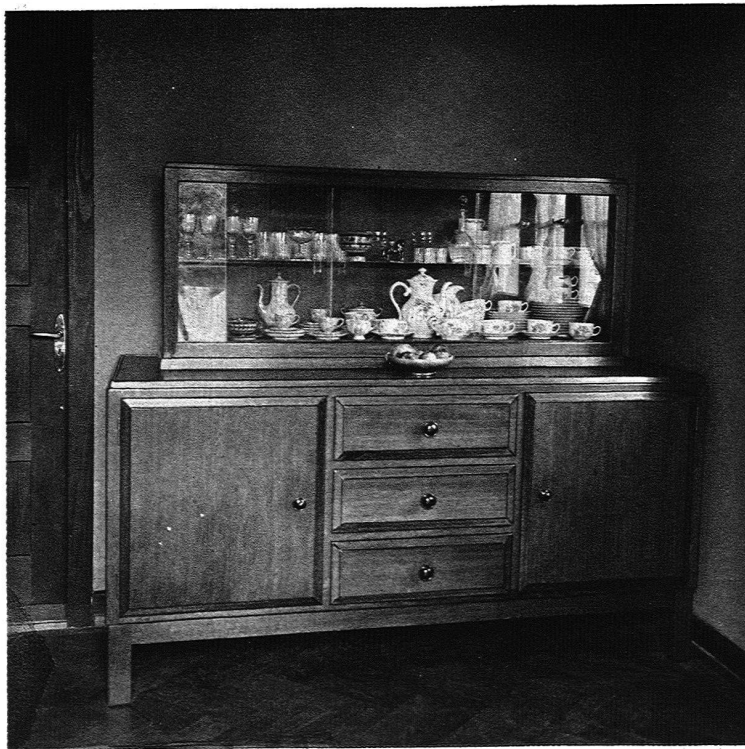
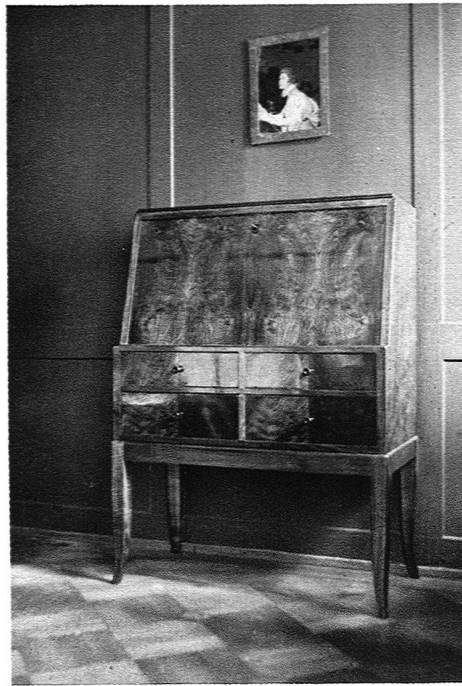


ABB. 16—18 SCHRANK, DAMENSCHREIBKOMMODE UND BUFFET
Entworfen und ausgeführt in den Werkstätten Alfred Hächler S. W. B., Lenzburg

in einem Zug eine lange, lange Strecke, bis sie oben auf einen gewaltigen Wachturm stösst. Diese kleinen, kleinen Häuser, diese engen Strassen, diese schmalen Wege, die an der Wasserseite um die Häuser laufen, diese kleinen Gärtchen, die überall gepflegt werden, wo der Abhang zwei Hand breit Terrasse ermöglicht. Es ist kaum möglich, das alles einzeln zu fassen. Es wirkt um so mehr wie Lilliput, weil gegenüber sich als eine einzige grosse Masse aus dem Fluss eine breite Klippe erhebt, so hoch, dass man kaum hinaufzublicken wagt, ohne dass einen der Schwindel packt. Und zu alledem öffnet sich in der Ecke über der Vorburg ein schmales Tal, in das man weit hineinblickt auf Wälder und Matten und einsame Höfe.

Ich hatte Zeit, mir das alles anzusehen, weil das Museum mich nicht lange in Anspruch nahm. Es hat nur wenige Sachen von Wert, darunter zwei silberne Buchdeckel der Grafen Grandson aus Bertrams Zeit — sehr schön modellierte Figuren — einige märchenhafte Mäntel Karls des Kühnen aus der Burgunderbeute, allein die Reise wert, man könnte sie, was die Kraft der Zeichnung und die Pracht der Farbe anlangt, nur mit japanischen Schau- spielergewändern grossen Stils vergleichen. Dann fiel mir unter den römischen Sachen eine kleine Bronzefigur mit erhaltenen Händen auf, die wohl eine Nachbildung der Athena Lemnia von Phidias sein könnte. Genau stimmt es freilich nicht, ich muss einmal Treu fragen, ob er sie kennt.

... Freiburg hat sonderbare Schicksale gehabt. Es ist dabei aus einer deutschen Stadt eine französische geworden, freilich immer noch mit starkem deutschem Einschlag. Im 19. Jahrhundert noch ging der Kampf heftig hin und her. Die Aristokraten waren deutsch, die Demokraten, die schliesslich und wie es scheint, mit Hilfe des Klerikalismus gesiegt haben, französisch. Noch sind die meisten Namen auf den Schildern deutsch oder leicht französisiert, noch haben die meisten Läden deutsche und französische Inschriften. Aber wie lange wird es dauern? Es wimmelt in der Stadt von Geistlichen aller Art. So viele wird man kaum wieder treffen. Sachte und mit verlorenem Blick tauchen sie auf und verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

VON DER INTERNATIONALEN KUNSTGEWERBE-AUSSTELLUNG IN PARIS 1925

DIE EINZELNEN STAATEN

Belgien hat als seinen Kommissär den *Grafen Adrian van der Burcht* bezeichnet, der 1910 die Oberaufsicht über die Brüsseler Weltausstellung führte. Wie wir einer Korrespondenz des «Cicerone» entnehmen, sind die künstlerischen Kreise mit dieser Ernennung wenig zufrieden, da Graf van der Burcht in erster Linie ein Mann der Wirtschaft sein soll, dem künstlerisches Schaffen aber ferne steht. Die Jury der belgischen Abteilung besteht aus dem Maler Markies Ciamberlani, dem Zeichner Marius Renard und dem bekannten Museumsleiter Fierens Gevaert. In Anbetracht der geringen staatlichen Subvention haben einzelne Provinzen Ermunterungsbeiträge gezeichnet.

Dänemark verfügt über einen Staatsbeitrag von 200,000 Kronen. Der dänische Pavillon wird von dem Architekten *Kay Fisker*, dem bekannten Redaktor der schönen Zeitschrift «Architekten» in Kopenhagen, gebaut werden.

Auch *Schweden*, wo ein Staatsbeitrag von 200,000 Kronen gesichert ist, hat die Erstellung seines Pavillons einem jüngern Architekten anvertraut, *Carl Bergsten*, dem Erbauer der Lilljevalch-Kunsthalle in Stockholm.

Polen wird einen Pavillon nach den Plänen des Architekten *Czaikowski* erhalten, eine Konstruktion aus Glas auf metallischer Basis. Dieser polnische Pavillon, dessen Ausführung schon im August begonnen wurde, begegnet in Paris bereits grossem Interesse, da er, nach den Presseberichten zu urteilen, eine höchst lebendige Schöpfung zu werden verspricht.

Ueber die Vorbereitungen für die *schweizerische Abteilung* werden wir im nächsten Hefte ausführlicher berichten.

Redaktion: Dr. JOSEPH GANTNER, ZÜRICH, Mühlebachstrasse 54, Telephon: Hottingen 68.87, 68.88.
Man wird gebeten, Besuche auf der Redaktion nach Möglichkeit vorher anzumelden.
